



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Aus längst vergangnen Tagen : das Bild meiner Großmutter

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Aus längst vergangnen Tagen

Das Bild meiner Großmutter



uf meinem Kaminsims steht ein altes, zierlich auf Elfenbein gemaltes Miniaturporträt, ein junges Mädchen mit kurzem Haar in gelbem, beinahe durchscheinendem Mullkleid, dessen Schnitt sich schon etwas dem Empire nähert. Es ist, wie mir zufällig dieser Tage eingefallen ist, fast hundert Jahre alt; heute liebt man diese kleinen Bilder wieder, ich könnte wohl fünfzig Mark dafür erlösen (ich verstehe mich ein klein wenig auf diese Dinge), aber ich habe es mir erhalten und will nun, wie man hundertjährige Jubiläen von großen Ereignissen und Menschen begeht, das Andenken meines kleinen Bildes feiern und etwas von der Persönlichkeit erzählen, die das Bild darstellt.

Es stellt meine Großmutter vor, die 1784 geboren wurde und 1871 starb. Das ist an sich nichts besonderes, es giebt ja Leute, die noch viel älter geworden sind, aber es kommt immer darauf an, was für geschichtliche Epochen von des einzelnen Menschen Leben umschlossen werden, und da ist mir meiner Großmutter Lebenszeit immer in folgender Erwägung sehr merkwürdig vorgekommen. Ganz früh hatte sie schon mit vollem Bewußtsein die französische Revolution erlebt, einige Jahre nach der Zeit, wo das kleine Bild gemacht wurde, und vielleicht in demselben gelben Kleide, nur etwas weiter gemacht (damals wechselte man bekanntlich die guten Kleider nicht so schnell), mußte sie während der Okkupation Hannovers dem französischen General Mortier als die Tochter eines Beamten in angesehenner Stellung eine mit Goldstücken gefüllte Tabatiere überreichen, da der General bei der Uebernahme einer Kriegskontribution geäußert hatte, die Stadt habe noch nichts für ihn selbst gethan. Ueber sechzig Jahre später mußte sie dann die Annexion ihres lieben Hannovers erleben, die sie später ständig mit der Wendung zu befeuzen pflegte: „Es war doch so ein nobles Haus“ (nämlich das hannoversche Königshaus); ihr Trost blieb dabei nur, daß Gott es so zugelassen habe, und daß der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen eine englische Prinzessin zur Gemahlin hatte; so blieb der Besitz wenigstens gewissermaßen in der Familie. Sie stammte ja aus einer Zeit, wo man die Geschichte als um der Herrscher und nicht der Völker willen geschehend anzusehen pflegte. Von ihrem dritten großen Erlebnis machte die Gründung des Deutschen Reiches auf sie viel weniger Eindruck, als das Strafgericht an den Franzosen, deren einstige Uebergriffe noch deutlich vor ihrer Seele standen.

Meiner Großmutter Leben umschloß also große Wendungen der Weltgeschichte. Sie war eine nicht nur erfahrene, sondern auch persönlich ungemein kluge Frau und durch ihre Stellung in einem bevorzugten Lebenskreise wohl geeignet, die Erinnerung an das Vergangne in einer für das kommende Geschlecht lehrreichen Weise wach zu halten. Die Art, wie sie mit ihren Gedanken in dem Alten weiter lebte, erschien zwar uns Kindern meist als eine erfolglose Opposition gegen das Recht

der Gegenwart. Später aber kam uns allen doch immer mehr zum Bewußtsein, daß darin auch noch der Wert einer sehr lebendigen kulturgeschichtlichen Ueberslieferung für uns enthalten sei, und was wir einst belächelt hatten, erschien uns dann in einem ganz andern Lichte.

Was sie von den großen Ereignissen erzählte, will ich nicht wiederholen, man kann das ja in Büchern viel besser lesen; wohl aber, wie die Veränderungen des Zuständlichen auf sie wirkten, und wie sie das Sittengeschichtliche einer bestimmten Zeit in sich verkörperte. Sie hatte ihre Jugend in der Stadt Hannover verlebt, dann war sie durch die Verletzung ihres Mannes in einen nahe gelegnen Ort gekommen, und später, als Witwe, zog sie in den Wohnort meiner Eltern in Norden der Provinz, wo sie auch gestorben ist. Erst ganz zuletzt, als wir Kinder erwachsen waren, zog sie in unser Haus zu ihrer Tochter, meiner Mutter. Sie war klug genug, solange es irgend ging, sich ihre eigne Haushaltung zu erhalten (denn „wer sich grün macht, den fressen die Ziegen“), und brachte auch jahrelang einen Teil des Winters in der Stadt Hannover zu. Das hielt den Überdruß fern, der leicht aus dem dauernden Zusammenleben der Alten mit den Jungen entsteht, und wenn sie dann im Frühling zurückkehrte und ihren feinen kleinen Musterhaushalt aufschlug, war sie uns Kindern willkommen, als käme sie zum erstenmale. Wenn ich an diese Jahre zurückdenke, so muß ich sagen, daß ich mir etwas idealeres von einer Großmutter kaum vorstellen kann. Sie hatte eine glückliche Art, sich mit jedem Einzelnen von uns (wir waren viele Kinder) besonders zu stellen; nur bei meinen jüngsten Geschwistern ging es nicht mehr, da war der Altersabstand schon zu groß geworden, und die Nachkömmlinge waren wenigstens ihrer Auffassung nach nicht mehr so sorgfältig erzogen, wie wir ältern. Sie verlangte von uns regelmäßige Visiten und allerlei kleine Aufmerksamkeiten, die uns keine Mühe machten. Dann wurden wir einzeln, fast niemals zu mehreren, zum Thee eingeladen. Nachdem ein Fräulein, das sie sich hielt, die Toilette des Gastes gemustert und einen Blick auf Haar und Hände geworfen hatte, ob da noch eine Nachhilfe zu leisten sei, hatte er noch so lange in dem Zimmer zu warten, bis „Frau Amtmännin“ schellte. Dann ging's zum Empfang. Ehe man sich an den Theetisch setzte, hatte man Auskunft zu geben über das Befinden der Eltern, die eignen Erlebnisse seit dem letzten Zusammensein und ähnliches. Das hatte alles mit einer gewissen Form zu geschehen: „Man sieht den an, mit dem man spricht“ oder „brauch die Lippen“ (wenn man undeutlich sprach). Nach dem Thee, der nach allen Regeln eingenommen wurde, ging es an die Lektüre. Aus dem ungeheuern Bücherschrank durfte sich der Einzelne nach seinen Neigungen wählen: Weltgeschichte, Reisebeschreibung, Naturgeschichte oder Erzählung. Die Großmutter besaß noch eine Menge Bücher aus ihrer eignen Kinderzeit. So etwas pflegt sich zu ändern: meine Mutter hatte nur noch einzelne ihrer Jugendbücher, ich selbst habe längst keins mehr von den meinen, und unsere Kinder fangen schon an, mit den ihren zu räumen, um für andre den nötigen Platz zu schaffen. Unter meiner Großmutter Büchern zogen uns am meisten schöne Geschichtenbücher an, zum Teil mit französischem und deutschem neben einander gedrucktem Text, fast alle hatten mit der Hand kolorirte „Kupfer“ und machten einen sehr stattlichen Eindruck. Die Erzählungen waren immer belehrend, und die Wirkung war so stark aufgetragen, daß sie heutige Kinder nur noch komisch berühren würde; auf harmlose Unarten oder Unvorsichtigkeiten folgten entsetzliche Strafen. Einem Knaben, der einmal an der Thür horchte, als sein Vater mit einem fremden Mann im andern Zimmer sprach, drang plötzlich ein Nagelbohr ins Ohr; der fremde Mann war ein Schreiner, den der Vater zu einer Arbeit an ebenderselben Thür bestellt

hatte. Ein anderer Knabe betrat gegen das Verbot einen Rasenplatz, da saß er auch schon in einer Fuchsfalle, die ihm unwiederbringlich einen Fuß abhackte. Ein kleines Mädchen bezahlte Ware in einem Laden und sagte, als der Kaufmann das Geld für nicht echt erklärte: „Ach mein Herr, scherzen Sie doch nicht, mein Vater hat es ja selbst gemacht“; beide Eltern kamen erbarmungslos an den Galgen. In diesem Ton ging es weiter, ich wußte früher unzählige solche „moralische“ Geschichten und habe sie meinen kleinen Brüdern zu deren größter Erheiterung erzählt. Unfre Vorfahren waren als Kinder noch nicht so naseweis oder kritisch.

Der Inhalt des Bücherschranks war aber uner schöplich, und ich habe noch in viel späterer Zeit meine Litteraturkenntnis damit gespeist. Damals bei der Großmutter mußten wir vorlesen; wir thaten es gern, denn unfre Leistung wurde nicht nur jedesmal in einer ihrer Güte entsprechenden Anzahl von Pfennigen abgeschätzt, sondern neben dem Lesen ging auch immer belehrende, interessante und selbst be- lustigende Unterhaltung her. Die alte Dame wußte ungeheuer viel und war für jede Auskunft zu haben. Und was für schöne Sachen besaß sie aus alter Zeit, Stammbuchblätter, Silhouetten, farbige Lithographien und Kupferstiche, zum Teil auf Atlas gedruckt, Taschenbücher mit Widmungen von der Hand historischer Per- sonen, und vieles andre! Für uns Kinder war dieses Haus der Großmutter eine ganz eigne Welt, mit der wir gar nichts andres, was wir kannten, hätten ver- gleichen können. Hier war fast jeder Gegenstand interessant, alles war wohl- halten und gepflegt, und manches ungewöhnlich und besonders, wie die Wach- kerzen oder die in Asbest zu tauchenden Zündhölzer und das Feuerzeug mit Platin- schwamm, nicht zu reden von den feinen alten Möbeln und Geräten. In unserm Elternhause war viel mehr, aber wir hatten doch schon als Kinder das unbestimmte Gefühl, daß die entsprechenden Gegenstände in den Zimmern der Großmutter etwas besseres waren. Sie selbst gehörte außerdem zu den nicht sehr zahlreichen Menschen, die alles um sich herum bis ins Kleinste behaglich haben müssen, sie nannte das „wöhnlich,“ man hätte nicht angeben können, worin es im einzelnen bestand, aber dieses Ganze, was von ihr ausging, teilte sich jedem für intimere Eindrücke empfänglichen, der ihre Räume betrat, ohne weiteres mit. Immer standen die schönsten Blumen in Töpfen vor den Fenstern und abgeschnitten in Vasen hier und dort, und feines Konfekt, mit Maß angeboten, war stets vorhanden.

Selten brachten wir zu mehreren den Abend bei ihr zu. Sie war heiter und lebendig und muntern Einfällen zugänglich, aber nichts war ihr mehr zu- wider als unmotivirtes Lachen, und bekanntlich kommt es dazu leicht bei Kindern, wo und wenn es am wenigsten angebracht ist. Waren wir nun in dieser Stimmung, und ließen wir unfre Albernheit nicht nach dem ersten Verweis und etwa auch der Bemerkung, daß ihr Vater das viele Lachen auch nicht hätte leiden können, beiseite, so mußten wir unweigerlich den Rest des Abends in dem Zimmer des Fräuleins, das dann mit uns geschickt wurde, zubringen und hatten uns nur noch am Schluß zum Gutenachtsagen einzufinden.

Wir mußten uns also immer vor unsrer Großmutter zusammennehmen, sie war für uns, fogern wir sie hatten, doch in erster Linie Respektsperson. Als ich längst erwachsen war und urteilen konnte, erschien sie mir noch immer als das „vor- nehme“ Glied unsrer Familie. Wir nannten sie Großmama. Die Mutter unsers Vaters hieß hingegen Großmutter. Sie war aus einfachern Verhältnissen und stand unserm Herzen wohl noch näher, wenigstens fühlten wir sie mehr als unsers- gleichen und genierten uns nicht vor ihr. Sie war schon lange vor der Zeit meiner Erinnerung Witve geworden, hatte in den schweren Zeiten der Fremd- herrschaft sieben Söhne aufgebracht und lebte nun in ihrem Alter für sich allein

in Bremen, von wo sie oft in unser Elternhaus kam. Sie pflegte uns auch in Kinderkrankheiten, wozu die Großmama sich nicht herbeiließ. Der Ton unsers Verkehrs mit der Großmutter väterlicher Seite war ganz anders. Wir amüßten uns nicht nur prachtwoll mit ihr, sondern wir lauschten auch gespannt ihren vielen ernstern Erzählungen, aber wir hatten nicht den Eindruck, daß sie uns in allen Dingen überlegen wäre, weil sie sich auch uns gab mit der ganzen reizenden Unbefangtheit ihres einfachen, natürlichen Wesens. Sie stand unter anderm mit den Fremdwörtern auf einem etwas gespannten Fuße. Ich erinnere mich, daß ich ihr einst als kleiner Knirps eine Belehrung erteilt hatte mit dem Zusatz: „Sieh, liebe Großmutter, ich sage dir das nicht meinethwegen, sondern deinetwegen.“ Einige Tage später, mittags bei Tisch, korrigirte mir mein Vater einen Schnitzer mit derselben Motivirung; die ganze Gesellschaft lachte auf, und mein puterroter Kopf gab dazu die Empfangsbefcheinigung. Gelegentlich, wenn unsers Vaters Mutter bei uns zu Besuch war, trafen die beiden alten Damen mit einander zusammen. Sie waren ja durch ihre Kinder Verwandte geworden, aber sie selbst paßten doch nicht zu einander, und für uns Kinder war es immer außerordentlich komisch, zu sehen, mit welcher Reserve sie mit einander verkehrten, die eine bemüht, ihr gesellschaftliches Uebergewicht leutselig zu ermäßigen, die andre in dem unverhohlenen Gefühl, das Wichtigste in die Familie gestiftet zu haben, das männliche Oberhaupt. Der Feingehalt der beiderseitigen Erziehung kam dann wohl auch ferner uns Kindern schon dadurch zum Bewußtsein, daß von Großmama niemals in unvorteilhafter Weise über Großmutter, wohl aber bisweilen in umgekehrter Richtung zu uns gesprochen wurde.

Wie ich vorhin für unsre Großmutter mütterlicher Seite den Ausdruck vornehm gebrauchte, so hat sich mir dieser Begriff, so oft ich an sie dachte, immer wieder zuerst eingestellt. Was uns zunächst als persönliche Eigenschaft erschien, war zum Teil Mitgift ihres Zeitalters. Am deutlichsten zeigte sich das in ihren Anschauungen von gesellschaftlichen Dingen und in ihrem eignen Auftreten. Sie saß immer kerzengerade und konnte nicht begreifen, wie sich Frauen oder gar junge Mädchen in Gegenwart andrer anlehnen mochten. Mein Vater erschien manchmal in unserm Familienzimmer mit der Cigarre, dagegen konnte sie nichts machen. Erlaubte sich aber das einer von uns erwachsenen Söhnen, und drückte er sich auch in den bescheidensten Winkel, so räusperte sie sich, hustete auch wohl gar, und wenn die Cigarre nicht weggelegt wurde, so stand sie auf. Nach ihren Anschauungen mußte immer etwas vorgenommen werden, man sah sie selten ohne Handarbeit, und zum Beisammensein gehörte für sie eine allgemeine Unterhaltung, ein leise geführtes Zwiegespräch pflegte sie als etwas unschickliches dadurch zu moniren, daß sie sich nachfragend einmischte. Der Gegenstand der Unterhaltung sollte aber auch wirklich unterhaltend sein, jede Art von Klatschen war ihr widerwärtig. Kam dergleichen vor, auch in Gesellschaft fremder Personen, über die sie keinerlei Autorität geltend machen konnte, so zeigte sie ihre Mißbilligung zunächst dadurch, daß sie schwieg. Wurde dann das Geschäft ohne ihre Beteiligung fortgesetzt, da räusperte sie sich wohl, und dann that sie kurze, abgebrochne Aeußerungen: Seltsam, daß man sich für dergleichen interessieren könne, ihr sei der Gedanke nie gekommen, das wissen zu mögen, ihr Vater hätte sich nie um andrer Leute Angelegenheiten gekümmert, und so fort, bis es deutlich genug war, und die Konversation sich wieder der ihr erforderlich scheinenden Höhe zulenkte. Sie war nicht neugierig und hatte außer-em immer von andern Menschen eine nach Möglichkeit gute Meinung; ungünstiges bedauerte sie, sah es aber nicht als Unterhaltungsstoff an, wenn sich nicht

etwas allgemeineres daraus lernen ließ. Die Unterhaltung war nach ihrer Auffassung ein Teil des Lebens gebildeter Menschen, eine Aufgabe. Wenn mein Vater sich in den Klub begab zu seiner Spielpartie, und sie zufällig anwesend war, pflegte sie ihm die Nutzenanwendung mit auf den Weg zu geben: „Ja, mein Vater hat immer gesagt, man findet weit leichter Menschen, mit denen man spielen, als mit denen man sich vernünftig unterhalten kann. Ich finde es gut, daß Sie Ihre Partie spielen.“ Im Grunde ihres Herzens meinte sie, er hätte wohl bleiben können, solange sie noch da wäre.

Auch in der Richtung ihrer Lektüre spiegelte sich ihr Zeitalter. Sie las sehr viel, ließ sich auch abends von ihrem Fräulein vorlesen. Sobald dieses aber durch eine Frage oder eine Bemerkung ein Interesse an dem Gegenstande verriet, wurde ein andres Buch zur Hand genommen; die Großmutter fand es gegen die Disziplin, wenn die Vorlesende etwas andres sein wollte als Vorleserin, oder aber sie wollte mit ihrem Schriftsteller ganz allein sein. Von der Lektüre war jede Art von Roman ausgeschlossen, erfundene, nicht wirklich geschehne Dinge lesen erschien ihr als müßiger Zeitvertreib, diese Gattung erkannte sie nur in der Versdichtung an, daß ein Prosaroman einen Kunstwert haben oder eine Stelle in der Litteratur beanspruchen könne, leuchtete ihr nicht ein, man lerne ja nichts daraus, denn das Erzählte sei nicht wahr, pflegte sie zu sagen. Dazu stimmte, daß ihr Lieblingsgebiet in erster Linie die Geschichte war, demnächst auch Natur- und Reisebeschreibung. Ihr geschichtliches Interesse galt vorzugsweise dem achtzehnten Jahrhundert, worin sie noch ganz mit ihren Gedanken lebte, und es ging im siebzehnten nicht über das Zeitalter Ludwigs XIV. zurück. In Bezug auf die geographischen Grenzen hatten Frankreich und England die erste Stelle, Deutschland kam erst in zweiter Linie und soweit es mit jenen zusammenhing; im Mittelpunkt standen die französischen Memoiren. Kardinal Neq, Madame de Sévigné, der Herzog von St. Simon waren ihr täglicher Verkehr, ebenso der Briefwechsel der Kurfürstin Sophie von Hannover und der Herzogin Elisabeth von Orléans. Sie lebte mit ihnen, als ob sie noch lebten, und sprach von ihnen, daß wir oft den Kopf hätten schütteln mögen. Gelegentlich suchten wir ihr nahe zu legen, daß das doch nichts besseres wäre, als wenn andre sich, was sie verwerflich fand, mit Romanen unterhielten, aber sie blieb dabei, daß es Geschichte sei. Das Französische war ihr geläufig, wie deutsch, englisch verstand sie nicht, im ehemaligen Kurfürstentum Hannover herrschte ja auch trotz des Zusammenhangs mit England als einzige fremde Sprache das Französische. Englische Geschichte las sie viel in Übersetzungen, aber nur ältere Werke, der jüngste, der ihr nahegetreten war, war Macaulay, den sie sehr liebte. Charakteristisch war ihr Verhältnis zur deutschen Litteratur. Gellert, Wieland, Schillers Dramen und seine beiden großen historischen Darstellungen las sie sehr gern, von Lessing nur die Dramen, von Goethe die Gedichte und die spätern klassizistischen Dramen. Von Faust oder Götz oder Werther habe ich sie nie sprechen hören, der „junge Goethe“ war ja schon am Ende des achtzehnten Jahrhunderts bei der besten Gesellschaft nicht mehr in der Mode und wurde erst viel später für die Jüngern wieder entdeckt. Daß aber Schillers Hauptdramen bei Alt und Jung niemals vergessen waren, ist bekannt. Daß meine Großmutter für Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, etwa das Junge Deutschland, Heine, Uhland oder Rückert, Interesse gehabt hätte, kann ich mich nicht erinnern. Sie blieb im achtzehnten Jahrhundert und wesentlich in dem bezeichneten Kreise, war aber so heimisch darin, daß sie z. B. Wielands Uebersetzung von Ciceros Briefen mit eingehender Teilnahme an dem Inhalt immer wieder las.

„Eine ordentliche Frau liest Zeitung und Anzeiger,“ hatte ihr Vater ihr

gefragt, als sie sich verheiratete. Sie wiederholte das Wort oft und handelte darnach. Aber sie konnte sich nicht darein finden, als die Zeitungen anfangen, etwa in den fünfziger Jahren, täglich zu erscheinen. Soviel, meinte sie, passire doch nicht, um diesen Umfang zu rechtfertigen, also sei das meiste erfunden, um Geld damit zu verdienen, es zählte für sie zu der von ihr mißachteten Gattung des Romans. Daß die Presse die sechste Großmacht sei, wie man damals zuerst sagen hörte, fand sie thöricht und sah mitleidig meinen Vater seine vielblättrige Weserzeitung lesen, während sie bei ihrer kurzen amtlichen Hannoverischen Zeitung blieb und meinte, noch besser wäre es, wenn diese, wie ehemals, zweimal wöchentlich erschiene, denn nun stünde auch in ihr gar vieles, was nur erfunden sei. „Die Kunst geht nach Brot,“ war der ständige Schluß solcher Betrachtungen, und jeder Widerspruch war nutzlos.

Wie sie uns als Kindern nahe gestanden hatte, so begleitete sie uns mit ihrem Interesse, als wir von Haus kamen, auf Schulen und Universitäten. Sie schrieb jedem einzeln, wir durften ihr nur unfrankirt wiederschreiben (das Groschenporto reichte damals bekanntlich nicht weit), sie schickte uns Bücher und ließ sich von unsern Studien berichten und war von einer rührenden Dankbarkeit für kleine Aufmerksamkeiten, z. B. als ich ihr einmal eine Übersetzung des Tacitus schenkte, für den ihr Vater einst in ihr großes Interesse geweckt hatte. Zu meinen jüngern Geschwistern wollte sich später kein ähnliches Verhältnis mehr einstellen, sie waren nicht zutraulich zu ihr und zu unbändig. Die Versuche, in die Erziehung einzugreifen, die ja Großeltern oft unbefugterweise anstellen sollen, gab sie bald auf und beschränkte sich auf resignirte Betrachtungen. Dabei wurden teils wir Ältern als Beispiele des Bessern angeführt, bisweilen wurde aber nach alter Leute Art noch weiter in die Vergangenheit zurückgegriffen, und dann kam gewöhnlich am Schluß folgende Reminiscenz aus ihrer eignen Kindheit. Einst sei ihr Bruder unartig gewesen und auf die Rückkunft des abwesenden Vaters vertröstet worden. Dann sei dieser nach Empfang des Rapportis stumm und ernst in das große Kinderzimmer getreten, der Delinquent habe aber vor dem Gestrengen retirirt bis an die äußerste Wand und dann eine Bewegung gemacht, vor Angst, als ob er hinaufklettern wolle. „Ich sehe das noch wie heute, wie er mit den Händen an die Wand griff; es geht doch nichts über einen strengen Vater.“ Meine Mutter fand es entsetzlich, daß sie das Andenken des Vaters so verwende. „So war der Gute ja gar nicht!“ Sie aber blieb dabei: Es geht doch nichts über einen strengen Vater!

Unsre Großmutter war ein Muster in ihrer Ordnung und Zeiteinteilung. Auf ihrem altmodischen Schreibbureau stand ein kleiner alter Tafelkalender, den hatte ihr ihr Vater geschenkt, als sie heranwuchs, und mit seiner festen Hand, fast derselben, die auch sie angenommen hatte, darauf geschrieben: „Kein Tag vergehe ohne Rechenhaft.“ Wie oft hat sie mir die Worte gezeigt und den Augenblick beschrieben, als ihr der Vater den Kalender übergab. Nun lebte sie darnach. Jede Stunde hatte ihre Verwendung, und ihr äußerliches Leben verlief wie an einer Schnur; man konnte, wenn nicht besonders dazwischen kam, die Stationen ihres Tagewerks berechnen. Dazu gehörte auch der regelmäßige, weite Spaziergang. „Zieht euch warm an und setzt euch jeder Witterung aus,“ hatte der Vater gesagt. Auf diesen Gängen beobachtete sie alles, Landschaft, Dinge und Menschen, und das Ergebnis ihrer Aufmerksamkeit kam dann in den verschiedensten Bemerkungen zu Tage. Es war nicht ihre Art, zu solchen Wegen Gesellschaft zu suchen, im Gegenteil erinnere ich mich, schon als Kind öfter von ihr gehört zu haben, spazieren gehen müsse man allein, man achte dann besser auf die Natur und sei ganz sein eigener Herr. War

sie ausgegangen, so wußten ihre Leute genau, wann sie zurück zu erwarten war; wenn sie ging, fügte sie ihren letzten Weisungen an ihr Fräulein und ihr Mädchen bisweilen den Schluß hinzu: „Nehmt eure Gedanken zusammen, ihr wißt, wenn ich aus dem Hause gehe, bleibt nicht viel vernünftiges drin.“ So etwas ließen sich die Untergebenen früherer Zeiten gern gefallen.

Traf sie auf ihrem Spaziergang einen von uns Knaben, so erwartete sie, daß er auch aus dem Kreise seiner Kameraden heraus auf sie zutrat, sie durch Hutabnehmen begrüßte und einer kurzen Unterredung stand hielt; benahm man sich dabei linksich oder angesichts der Kameraden verlegen, so setzte es eine Strafpredigt. Gewöhnlich zogen wir es vor, bei ihrem Annahen aus der Ferne (sie war an dem weißen Taschentuch, das sie in den vorn zusammengelegten Händen zu halten pflegte, von weitem kennbar) in einem Hausgang oder hinter einem Busch Deckung zu suchen, bisweilen geschah das aber nicht früh genug, ihr Blick hatte die Situation erfaßt, und beim nächsten Zusammentreffen gab es dann eine Anspielung. Auf die äußeren Formen legte sie überhaupt großen Wert, wir merkten schon als Kinder darin den Wechsel der Zeiten, daß es wohl noch einige, namentlich ältere Herren gab, mit denen sich unsre Großmutter in diesem Punkte ganz verstand (diese zogen z. B. auch auf der Straße erst den Handschuh aus, ehe sie einer Dame die Hand gaben), daß man aber im allgemeinen dies und jenes, was ihr unerläßlich schien, für übertrieben ansah. Es gab für sie nichts vollkommneres als Hannover, natürlich das Hannover ihrer jungen Jahre, das jedem seiner besser gearteten Kinder einen festen Bestand an guter Sitte und Lebensformen mit auf den Weg gab. Sie kannte auch Süddeutschland von einer Reise her, die sie einst mit ihrem Manne gemacht hatte im eignen Wagen, wozu man sich stationenweise die Pferde nahm, und als ich zum erstenmale auf eine süddeutsche Universität gehen wollte, erzählte sie mir viel von den andern Sitten und den freieren Umgangsformen dort. Gleich am ersten Tage, als sie in Frankfurt angekommen wären, hätten sie auf offener Straße zwei feine Damen sich über eine vorübergehende dritte unterhalten hören, und der Schlußsatz hätte gelautet: „Es ist ein Mädel, es ist eine Pracht!“ Sie amüsierte sich darüber köstlich, aber, meinte sie, so etwas würde man in Hannover niemals hören.

Noch zwei Eigenschaften von ihr möchte ich erwähnen, von denen die eine etwas mit auf Rechnung der Zeit kommt. Sie liebte treffende Ausdrücke, Merksprüche, Verse, die auf eine bestimmte Lage paßten, und hatte es gern, wenn jemand darauf einging oder selbst dergleichen vorbrachte. Sie konnte dann oft aus vollem Herzen einstimmen, ja als Kinder mußten wir ihr wohl einen solchen treffend angewandten Vers aufgeschrieben zurücklassen oder ein andermal mitbringen, und dann gab es eine kleine Erkenntlichkeit in Geld. Dies war die zweite Eigenschaft, von der ich reden wollte: Reiche froh den Pfennig hin usw. Dieser Goethische Spruch hätte ihr Wahlspruch sein können. Sie war wohlhabend und lebte auch für ihre Person darnach; „mein Vater hat das so gewollt,“ pflegte sie zu sagen, wenn jemand ihr einmal bemerkte, das oder das sei doch nicht nötig — aber sie ließ auch andre teilnehmen an dem, was sie sich gönnte. Zu ihr kommen und bei ihr sein war etwas angenehmes. Sie hatte viel Interesse für ordentliche und in irgend einer Art ihr bedürftig erscheinende Menschen, Kinder und Erwachsene, sie beobachtete sie und erwies ihnen Freundlichkeiten; war es gut angewandt, so wurden daraus erfolgreiche und über lange Zeiträume reichende Unterstützungen. Wohlthun ist ja gottlob nichts seltenes, aber in dem ihren lag ein besondrer, ich möchte fast sagen an Goethes Verhalten erinnernder Zug. Der Ausgangspunkt war immer ihr persönliches Erleben; wie ein solcher Eindruck sie stimmte, auf sie wirkte, darnach

richtete sich dann das Maß und die Form ihrer Hilfe. Knaben oder Mädchen, die sie wiederholt mit Aufmerksamkeit auf der Straße grüßten, pflegte sie anzureden und demnächst, wo sie es angebracht fand, mit einem Silbergroschen zu belohnen, der oftmals natürlich mit den Gerechten auch die Ungerechten traf (ein kleiner Spötter erteilte ihr dafür den Spitznamen „Jan Silbergroschen“), oft aber ergaben sich aus solchen Anknüpfungen dauernde und wirksame Schutzverhältnisse. Auch uns Kindern gab sie mit Freundlichkeit kleines und größeres, je nach den Gelegenheiten, das ganze Jahr hindurch vom ersten Tage an, wo wir mit einem in der Schule gefertigten, abgeschriebnen Neujahrswunsch antraten (meine Eltern verzichteten auf diese Hulldigung), und in allen besondern Fällen, wenn alle andern Duellen versiegten, war da noch etwas zu erreichen, wenn man es fein geschickt darnach anfang.

Auf diese Weise bildete sich zwischen uns und unsrer Großmutter ein Verhältnis aus, dessen Grundlage unsre Gesittung, dessen Krönung ihre Belohnung war. Unsre Eltern hatten ganz recht, wenn sie dieser Sittlichkeit keinen selbständigen Wert beimaßen und es oft mißbilligten, daß wir die gute Alte mit der unerschöpflichen Spekulation unsrer *do ut des*-Politik ganz umgarnt hatten. Es war äußerst selten, daß sie die Nachtigall laufen hörte, und einem von uns ein Schlich mißlang. Denn sie dachte, wie ich schon bemerkt habe, von allen Menschen so gut wie möglich, sie wollte keine Menschenkennerin sein, in dieser Resignation lag etwas nobles, aber natürlich, nicht jeder kann sich diese Noblesse leisten. Bei ihr führte der Mangel an Menschenkenntnis oft zu komischen Ergebnissen. Sie hatte z. B. einmal mit Bedauern gehört, daß ein Nachbarsmann, der ihr übrigens recht ordentlich schien, tränke, und als sie nun ihre Waschfrau, die schon lange bei ihr in Arbeit stand, zu einem Besserungswerk (sie sollte auf die Frau des zu Bessernden einzuwirken suchen) gewinnen wollte, konnte sie nicht begreifen, wie lau diese die ihr bei dem Geschäft zuge dachte Rolle aufnahm. Der Schlüssel lag aber für jeden andern darin, daß der Mann der Waschfrau ein beinahe ortsbekannter Säufer war, nur meiner Großmutter war das verborgen geblieben.

Wie meine Großmutter mit einzelnen Ausnahmen ihren männlichen Enkelkindern näher stand als den weiblichen, so war ihr eignes höchstes Vorbild ihr Vater. Es war rührend und geradezu traurig, wie, als sie zuletzt ganz alt geworden war, sie fast nur noch von ihrem Vater sprach, dessen Ansichten und Aussprüche unauswählbar wiederholte und seiner in solchen Wendungen gedachte, als wäre er gestern von ihr gegangen. Früher aber wußte sie ihn so zu schildern und sein Beispiel in ihrem Handeln lebendig zu machen, daß wir alle den alten Herrn zu kennen meinten, dessen Aussprüche der lose Kindermund gelegentlich parodierte. Er war fast genau ein Altersgenosse von Goethe; wir besitzen noch zwei Bildnisse von ihm, in Pastell, auf dem einen aus seinen ersten Ehejahren ist er im hellgrauen Rock dargestellt, mit breitem Spitzenjabot und kurzem Haarbeutel zum gepuderten Haar, auf dem andern als ganz alter Mann (1835) kurz vor seinem Tode. Dieses zweite hängt neben meinem Schreibtisch, ein ungemein würdevoller, schneeweißer Kopf mit einer ungeheuern Nase und zwei großen, durchdringenden Augen, der Mund ist fest geschlossen. Klug, sehr klug, aber auch gut, das ist die Signatur. Seiner Tochter, meiner Großmutter, hatte die Klugheit ihres Vaters besonders imponiert, sie hatte ein wenig die Güte vergessen, auf die meine Mutter immer ergänzend und berichtigend hinzuweisen hatte. Vielleicht war er auch in seinem Alter noch weicher geworden, was ja keineswegs bei allen Menschen der Fall ist. Er verbrachte sein Leben in der Laufbahn eines höhern Beamten, immer in der Stadt Hannover, trat auch niemals vom Dienst zurück, was in frühern Zeiten auch bei hohem Alter nicht nötig war, und muß ein ungemein arbeitssamer Mann gewesen

sein. Denn er leistete nicht nur vollauf, was eine ziemlich hohe Stellung an Kenntnissen und Arbeit von ihm forderte (wir hatten noch ein Buch von ihm, gegen den Hexenprozeß — nicht etwa bloß über ihn —, es war aus seiner frühern Zeit und hatte noch einen Titel von der Länge eines Inhaltsverzeichnisses), sondern er las und verfolgte mit seinen Gedanken alles mögliche, sodaß seine Bildung der Tochter wohl universell vorkommen konnte. Von ihm hatte sie auch die Neigung für das Spruchartige. Zwei Wendungen von ihm wiederholte sie am häufigsten: „Laßt das müßige Geschwätz“ und „Was kümmert mich Mode, was lieblich ist und wohlklinget, dem trachtet nach.“ Mit großem Vergnügen erzählte sie oft, wie er einst bei Tisch zu ihr, die noch im Elternhause gewesen sei, gewandt gesagt habe: „Die Sauce ist verbrannt,“ und als sie darauf gemeint habe, sie schmecke es nicht, habe die Entscheidung gelautet: „Dann bist du also stumpfsinnig.“ Nie habe ich wieder solch eine Antwort gegeben, fügte sie dann hinzu. Ein kleiner Enkel, der einmal beim Mittagessen Ellenbogen und Kinnbacken allzu sinnfällig hervortreten ließ, bekam sogar folgende Worte: „Mein Sohn, du liegst da wie ein geschlachtetes Schwein, und issest wie ein lebendiges.“

Im hohen Alter verlor mein Urgroßvater seine Frau. Auf dem Bilde, das wir ebenfalls noch haben, aus den ersten Jahren ihrer Ehe, erinnert sie in der Tracht und auch ein wenig in den Zügen an Werthers Lotte in der verbreiteten, nach einem Pastellporträt gemachten Lithographie. Aber im Wesen waren diese beiden Frauen, die miteinander verschwägert waren (Werthers Lotte ist meine andre Urgroßmutter von der Mutter her), sehr verschieden. Die eine war männlich klug, entschieden und sogar scharf, was den Lesern von Werthers Leiden befremdlich sein muß; die andre wird wie ein Engel von Güte geschildert, ein Wesen, das alles mit Liebe erwärmte. Nach ihrem Tode ließ sich mein Urgroßvater von ihrem Bilde eine Kopie in Taschenformat machen, die er immer auf der Brust trug (wir haben sie noch), und an bestimmten Tagen ließ er sich an die Stelle ihres einstigen elterlichen Gartens fahren, wo er sie zuerst gesehen hatte, stieg dort aus und verweilte eine Zeit lang in stillem Nachdenken. An solchen Tagen hätte er dann nachher viel in sich gekehrt dageessen und oft mit ungemein schmerzlichem Ausdruck vor sich hin gesagt: „Meine Seele ist betrübt bis in den Tod.“ Genau so ernst, als ob er das wohl sagen könnte, sieht er auch aus seinem letzten Bilde heraus, das neben mir hängt. Die Kunst behält ja, wie Albrecht Dürer schön sagt, die Gestalt der Menschen nach ihrem Absterben. Von meines Urgroßvaters Geburt bis heute sind hundertundfünfzig Jahre.

Von seiner Tochter, meiner Großmutter, haben wir außer jener früher erwähnten Miniatur noch ein andres Bildnis in Pastell, das sie als ganz junge Frau darstellt. Aber das ist auch das letzte geblieben. Sich einem Photographen aussetzen war sie nur einmal, im höchsten Alter, 1870 zu bewegen, wo dann die Aufnahme mißriet. Ebenso fern blieb ihr übrigens auch zeitlebens der zweite ständige Hilfsarbeiter und Verschönerer unsrer heutigen Frauenwelt, der Zahnarzt. Sie brauchte ihn früher noch nicht und später nicht mehr.

Doch nun will ich das Buch meiner Erinnerungen für heute zumachen. Vielleicht klappt darin ein andermal eine andre Seite auf, von der sich etwas mitteilen läßt.

U. P.

